

Zwischen Angst und Unsicherheit

Ausländische Frauen:

Vom 20. bis 23. September fand in Oberwesel/Rhein eine Tagung zur Situation ausländischer Frauen in der BRD statt, die vom Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Bonn organisiert worden war. Ungefähr 40 Teilnehmerinnen, Türkinnen, Griechinnen, Spanierinnen, Jugoslawinnen, Holländerinnen und Deutsche, die als „Gastarbeiterinnen“ und/oder durch ihre Berufstätigkeit z.B. in Beratungsstellen von den Problemen ausländischer Frauen betroffen sind, tauschten in Arbeitsgruppen ihre Erfahrungen aus. Ergebnis war ein umfassendes Bild vom Leben und Not der Gastarbeiterinnen in der BRD heute, sowie zahlreiche Beispiele, wie sie versuchen, ihre Situation zu ändern.

„Wir wollen hier arbeiten und Geld verdienen, um eine Wohnung zu kaufen und um für meine beiden Kinder eine sichere Zukunft vorzubereiten.“
(Türkin, 25 Jahre, 2 Kinder)

Rosa S. zog 1969 mit ihrem Mann aus einem südspanischen Dorf in eine Stadt im Ruhrgebiet, weil sie mit ihrer

Heimarbeit nicht mehr ihre drei Kinder und ihren arbeitslosen Mann ernähren konnte. Früher hatte er wenigstens zur Erntezeit noch Arbeit beim Großgrundbesitzer gefunden, aber seit der sich Traktoren und Mährescher zugelegt hatte, gab es auch hier nichts mehr zu verdienen.

Rosa mußte zwei ihrer Kinder im Dorf zurücklassen, weil sie weiter auf die spanische Schule gehen sollten, ihre Jüngste nahm sie mit nach Deutschland. Sie und ihr Mann wollten beide Geld verdienen, um schnell viel sparen zu können. Damit wollten sie sich eine Existenz in der Heimat sichern; spätestens nach zwei Jahren meinten sie, ihr Ziel erreicht zu haben.

Es kam anders, als Rosa sich es gewünscht hatte. Die einzige Wohnung, die sie finden konnten, verschlang schon die Hälfte von Rosas schlechtem Lohn. Im Herbst 1973 wurde ihr Mann arbeitslos, die Familie hier und die Kinder in Spanien lebten nur noch von ihrem Verdienst und etwas Arbeitslosengeld. Rosa war gezwungen, noch eine Teilzeitstelle anzunehmen; nach acht Stunden Montage am Fließband ging sie noch vier Stunden putzen. Von morgens 5 Uhr bis Mitternacht hetzte sie zwischen Kindertagesstätte, Fabrik, Wohnung, Lebensmittelgeschäft hin und her, um täglich eine Suppe auf den Tisch stellen zu können, Miete zu zahlen und



noch Geld nach Hause zu schicken. Das Sparziel und die Rückkehr der Familie waren in weite Ferne gerückt.

„Die Kinder sollen in der Heimat in die Schule gehen. Ich will sie jedoch hierher holen, weil ich die Sehnsucht nach ihnen nicht vertragen kann.“

(Türkin, 28 Jahre, 2 Kinder in der Türkei, ein Kind in Deutschland)

Zu den finanziellen Schwierigkeiten, der vielen Arbeit und Rennerei kamen andere Sorgen, die Rosa bedrückten: Ihre Jüngste war jetzt sechs Jahre alt. Sollte sie nun die deutsche Schule besuchen oder sollte sie zurück nach Spanien, damit sie in ihrer Heimatsprache lesen und schreiben lernt? Es fiel ihr immer schwerer, die beiden anderen Kinder nicht bei sich zu haben. Sie hatte Angst, keine gute Mutter zu sein. Dazu kam, daß ihr Mann anfang zu trinken, es gab mehr Streitigkeiten als früher. Nachdem er endlich wieder Arbeit gefunden hatte, holte sie ihre zwei Kinder nach Deutschland, sie wollte das Wiedersehen nicht auf unbestimmte Zeit verschieben.

„Sparen können wir hier nicht, aber leben.“ (Italienerin, 27 Jahre, 2 Kinder)

„Solange die Bundesrepublik Gastarbeiter braucht, können wir hierbleiben. Die Situation ist jedoch nicht so gut, daß wir lange hierbleiben können.“
(Griechin, 31 Jahre, 3 Kinder)



„Solange ich nicht ausgewiesen werde, bleibe ich.“ (Jugoslawin, 24 Jahre, 1 Kind)

1974 wurde Rosa S. selbst erwerbslos. Sie ist es immer noch. Ihre größte Angst: Was passiert, wenn ihr Mann jetzt auch noch arbeitslos wird, dann hat die Familie in der Bundesrepublik keine Zukunft mehr.

Sie weiß nicht, wo sie sich ein Leben mit ihrer Familie einrichten soll, wo sie hingehört. Spanien, das bedeutet kein Geld, keine Arbeit, aber Freunde und Verwandte, vertraute Sprache und Umgebung. In Deutschland hatte sie zwar immer etwas auf dem Tisch und auch ein bißchen Geld, aber wohlgeföhlt hat sie sich nie. „Hier gibt es nur geschlossene Türen.“

Bei ihren Kindern hat sich die Zukunftslosigkeit vervielfacht; sie gehören zur berühmt-berüchtigten zweiten Generation von ausländischen Arbeitern, die arbeitslos und mit der Aussicht auf Ausweisung in der Bundesrepublik leben. Die Tagung in Oberwesel ergab, daß diese spanische Frau kein Einzelfall ist. So wie sie leben tausende Frauen in der Bundesrepublik: Ein Leben zwischen zwei Welten, die beide keine Planung der Zukunft zulassen; ein Leben mit doppelter und dreifacher Arbeit und dem dazugehörigen Gesundheitsverschleiß.

Trotzdem gibt es auch Mut machende neue Ansätze. In Remscheid z. B. trifft sich jeden Samstag eine Gruppe von Spanierinnen, die zusammen lesen und schreiben lernen und dabei über ihre alltäglichen Probleme sprechen. So ist ihnen dabei klar geworden, daß es nicht ihr persönliches Versagen ist, wenn sie die Schwierigkeiten in der Familie nicht mehr bewältigen.

In Karlsruhe nutzen Griechinnen das Wochenende, an dem ihre Männer unter sich sein wollen, sie treffen sich zu Gesprächen und gemeinsamen Ausflügen. Auf die Kinder müssen die Männer aufpassen.

Die Teilnehmerinnen der Tagung stellten Forderungen auf, die den ausländischen Frauen gleiche Sicherheiten wie den Deutschen garantieren sollen:

– Gleiches Kindergeld für alle Kinder ausländischer Frauen, denn ausländische Frauen bekommen für die Kinder, die im Heimatland leben nur 10–70 DM, für die Kinder, die in Deutschland leben, bekommen sie 50–120 DM.

– Anspruch auf Sozialhilfe ohne Androhung von Ausweisung. Dies betrifft vor allem alleinstehende Mütter, die bei Abschiebung ins Heimatland dort meistens zur Prostitution gezwungen werden.

– Aufenthaltserlaubnis für Frauen, un- abhängig vom Ehemann.

Cornelia Mansfeld

Das Berliner Frauenhaus hatte eingeladen um Vorurteilen und dem Unverständnis einiger Nachbarn entgegenzutreten, die sich gegen das Frauenhaus zusammengeschlossen hatten.

„Wir haben nichts gegen das Frauenhaus, nur gegen den Lärm!“ hieß es immer wieder. Aber schon bald wurde deutlich, daß es um mehr als nur Lärm ging.

Da saßen auf der einen Seite die Frauen aus dem Frauenhaus, Mitarbeiterinnen sowie die Frauen, die da wohnen – ihnen gegenüber die „Bürgerinitiative“, wie sich die Nachbarn nannten. Und wer bislang noch glaubte, daß eine Bürgerinitiative stets fortschrittliche Ziele verfolgt, wurde bei der Vorstellung dieser Nachbarn eines Schlechteren belehrt.

„Mein Name ist Frau S. Ich bin die Besitzerin des Hauses gegenüber vom Frauenhaus.“

„Ich bin Frau G. Mein Garten grenzt an den Garten des Frauenhauses.“

„Dr. Sch. Mir gehört der Garten links neben dem Frauenhaus“.

16 Autoreifen waren aufgeschlitzt worden – angeblich vom Ehemann einer Frau, die im Frauenhaus wohnt. 16 Autoreifen! Aber die haben nur das Faß zum Überlaufen gebracht, denn es hatte sich einiges angesammelt.

„Mao, Mao und Kapitalistenschweine haben mich die Kinder beschimpft.“ So Dr. Sch.

„Qualvolles Kindergeschrei! Die Mütter verweigern ihren Kindern die Zuneigung.“ Diese und noch schlimmere Vorwürfe mußten die Frauen sich anhören. „Man könnte meinen, daß die Kinder keine Mütter haben.“

Es sei so laut, vor allem am Wochenende, wo man endlich mal ausruhen wolle. Leute, die hier im Grunewald wohnen, mußten schließlich schwer arbeiten, um sich das leisten zu können. Da dürfe man doch wenigstens Ruhe erwarten. Warum denn das Frauenhaus ausgerechnet in dieser schönen Gegend sein müsse.

Eine Mitarbeiterin des Hauses nannte gute Gründe dafür. Die geschlagenen Frauen wären weitaus von ihrem Wohnbezirk geschützt vor ihren Ehemännern. Daß manchen Männern allerdings der Grunewald weder zu schön noch zu weit ist, um „ihre“ Frauen zu sich zurückzuholen, ist den Frauen selbst am unangenehmsten. Und die Taxifahrer geben nun mal jedem Mann die Adresse...

Dann stehen sie also vorm Haus herum, rufen nach der Frau, demolieren vor Wut den Gartenzaun, schmeissen mit Steinen. „Man fühlt sich persönlich bedroht“, meint ein Herr. Und schon folgt der Ruf nach der Polizei. „Als die noch öfter hier rum fuhr, war alles besser. Hier in der Nähe sind viele Konsu-

late und Altersheime. Und das Gästehaus des Senats ist hier. Die Gäste müssen doch geschützt werden. Gerade jetzt.“

Früher, als die Villa noch ein Heim für westdeutsche Arbeitnehmer war, ja selbst als Fremdarbeiter drin waren, sei es nicht so schlimm gewesen wie heute. „Und überhaupt so ein schönes Haus. Ein Haus mit Millionen gebaut! Man könnte ein wundervolles Museum draus machen.“

Es stünden doch so viele Neubauten leer. Warum der Senat nicht die als Frauenhaus zur Verfügung stellt?

Unerwartetes Beifallklatschen von den Frauenhaus-Frauen. Frau Haase-Schur, die anwesende Vertreterin des Senats wiegelte diese durchaus berechtigte Anfrage ab: vom Senat sei in dieser Hinsicht nichts zu erwarten. Man solle besser nach einer Lösung der jetzigen Situation suchen.



Schrei laut,
die Nachbarn
sollen es hören

Den Bürgern fiel dazu nur eines ein: Mehr Aufsichtspersonen müßten her. Oder den Kindern ab und zu etwas vorlesen. Soviele Kinder müßten eben wie in einem Internat organisiert werden.

Noch mehr Bezugspersonen wären nur dann eine Lösung, wenn zusätzliche Planstellen bewilligt würden, entgegneten die Frauen. Denn zu der Fluktuation der Frauen (grundsätzlich jede mißhandelte Frau, die Hilfe sucht, wird aufgenommen!), darf nicht noch ein ständiger Wechsel von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen kommen. Darunterhätten schließlich wieder die Kinder zu leiden.

600 Frauen und 900 Kinder haben das Frauenhaus seit seiner Eröffnung im Herbst 1976 „durchlaufen“. Ein erschreckender Bedarf, der ein weiteres „Krisenzentrum“ dringend nötig machte. Zur Zeit leben rund 35 Frauen und 50 Kinder in 11 Zimmern. (Zu-



sätzlich gibt es 1 Büroraum, 1 Aufenthaltsraum, 1 Küche und die sanitären Einrichtungen). Die Frauen kommen oft schwer mißhandelt, ohne Ausweise, ohne Geld an, wohnen dann meist zu mehreren und mit ihren Kindern in einem Zimmer.

Tagsüber, während die Kinder aufgeteilt in 3 Gruppen pädagogisch betreut werden, sind die Frauen oft unterwegs: zu den Ämtern, beim Anwalt, auf Arbeits- und Wohnungssuche. Was sie dabei erleben, schildert eine Frau:

„Eine Bruchbude war das, sag ich Ihnen, die Öfen rausgerissen und so. Aber ich hätte sie genommen und alles selbst reingesteckt. Als die Vermieterin hört, drei Kinder, sagt sie: ‚Drei Kinder, nee! Wenn Sie drei Hunde hätten, ja, aber drei Kinder... nee!‘“

Diese Schilderung machte endlich klar, an wem es eigentlich wäre zu fordern – und von wem! In diesem Sinne appellierte schließlich eine junge Frau aus der Nachbarschaft – nicht Mitglied der „Bürgerinitiative“ – an die anwesenden Nachbarn, lieber mit den Kindern etwas zu unternehmen, mit ihnen spazieren zu gehen oder sie in den Garten einzuladen, statt sich über den Lärm der Kinder zu beklagen.

Besser noch fände ich, wenn die Bürger ihre Initiative gegen den Senat richten würden, der eine Verbesserung der Situation für alle Betroffenen schaffen könnte, indem er ein weiteres Frauenhaus finanziert.

Auch mit einem neuen Haus für geschlagene Frauen würde allerdings der Lärm von Kindern nicht beseitigt sein. Kinder – egal wo, machen nun mal Lärm. Und das Schreien und Toben von Kindern des Frauenhauses mag mehr noch Ausdruck eines Leidens sein, das sie ihren Vätern – und nicht ihren Müttern „verdanken“!

•Ich meine, daß Kinder, die miterlebten, wie der Vater die Mutter quält oder die selbst verprügelt wurden, lärmern müssen. Und sie sollen es auch. Sollen nicht wieder geduckt werden müssen, nach dem Motto „Schrei leise, sonst hören es die Nachbarn!“. Denen aber wäre ein lautloser Haufen eingeschüchterter Kinder lieber, nur damit sie ihre Ruhe haben. Ihre wohlverdiente, wie sie meinen. Ihre trügerische, wie ich meine. Denn Ruhe in einem Land, wo Kinder und Frauen schreien, noch viel zu leise, muß gestört werden!

Monika Schmid

Das Frauenhaus hat jetzt die Gemeinnützigkeit zuerkannt bekommen. Das heißt, es können Spendenquittungen ausgestellt werden. Spenden bitte an: Bank für Handel und Industrie, Kto.-Nr. 58 06 501 Stichwort „Sozialfonds“.

Die Lebensgeschichte einer bedeutenden Frau und Schauspielerin



Simone Signoret, die Freundin und Vertraute vieler, die zur künstlerischen und politischen Avantgarde zählten: Sartre, Camus, Prévert, Gabin, Resnais, Malraux, legt mit ihren Erinnerungen ein zeitgeschichtliches Dokument, das Selbstportrait einer großartigen, engagierten Frau vor.

440 Seiten
Leinen DM 34,-

K&W
Verlag Kiepenheuer & Witsch